

Leseprobe aus:

Téa Obrecht

Die Tigerfrau



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Téa Obrecht

DIE TIGERFRAU

Roman

Aus dem Englischen von
Bettina Abarbanell

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Die Arbeit der Übersetzerin wurde durch ein Stipendium
des Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
«The Tiger's Wife» bei Random House, New York

Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch Verlag,
Reinbek bei Hamburg, Oktober 2013
Copyright © 2012 by Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin
«The Tiger's Wife» Copyright © 2011 by Téa Obrecht
Umschlaggestaltung any.way, Barbara Hanke/Cordula Schmidt
nach einem Entwurf von ANZINGER | WÜSCHNER | RASP, München
(Foto: Matthew Ward/Getty Images)
Satz aus der Trinité PostScript bei
hanseatenSatz-bremen, Bremen
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 499 25680 6

Für Štefan Obrecht

In meiner frühesten Erinnerung ist mein Großvater kahl wie ein Stein und nimmt mich mit zu den Tigern. Er setzt seinen Hut auf und zieht den Regenmantel mit den großen Knöpfen an, und ich trage meine Lackschuhe und das Samtkleid. Es ist Herbst, und ich bin vier Jahre alt. Das Verlässliche daran: Großvaters Hand, das helle Zischen der Straßenbahn, die feuchte Morgenluft, das Gedränge den Hügel hinauf zum Zitadellenpark. Immer in Großvaters Brusttasche: Das Dschungelbuch mit dem Blattgoldeinband und den alten gelben Seiten. Ich darf es nicht in die Hand nehmen, aber es bleibt den ganzen Nachmittag aufgeschlagen auf seinem Knie liegen, und er liest mir Passagen daraus vor. Obwohl mein Großvater weder sein Stethoskop um den Hals hat noch den weißen Kittel trägt, nennt die Dame an der Kasse ihn «Herr Doktor».

Dann sind da der Popcornwagen, der Stand mit dem Sonnenschirm, ein kleiner Kiosk mit Postkarten und Bildern. Die Treppe hinunter und an der Voliere vorbei, wo die spitzohrigen Eulen schlafen, durch den von Käfigen gesäumten Park, der sich die gesamte Zitadellenmauer entlang erstreckt. Einst gab es hier einen König, einen Sultan, seine Janitscharen. Jetzt sind in die Kanonenfenster zur Straße hin Tröge eingemau-

ert, in denen laues Wasser steht. Die Käfigstangen, rostorange, biegen sich nach außen. In der freien Hand trägt mein Großvater den blauen Beutel, den meine Großmutter für uns vorbereitet hat. Darin: sechs Tage alte Kohlköpfe für die Flusspferde, Karotten und Sellerie für die Schafe, das Rotwild und den Elchbullen, der wie eine Erscheinung ist. In der Hosentasche hat Großvater ein paar Zuckerstückchen für das Pony versteckt, das die Parkkutsche zieht. Ich werde das nicht als sentimentale Geste in Erinnerung behalten, sondern als Großzügigkeit.

Die Tiger leben im äußeren Festungsgraben. Wir steigen die Schlosstreppe hinauf, wo die Wasservögel und die schwitzenden Scheiben des Affenhauses sind, der Wolf, dem das Winterfell wächst. Wir gehen an den Bartgeiern vorbei und an den Bären, sie schlafen den ganzen Tag und riechen nach feuchter Erde und dem Tod von irgendetwas. Großvater hebt mich hoch, damit ich hinabschauen und die Tiger im Graben sehen kann.

Großvater nennt die Tigerfrau nie beim Namen. Er hält mich umfasst, meine Füße sind auf dem Geländer, und er sagt zum Beispiel: «Ich kannte einmal ein Mädchen, das liebte die Tiger so sehr, dass es beinahe selbst zu einem wurde.» Weil ich klein bin und meine Liebe zu Tigern von ihm habe, glaube ich, dass er von mir spricht, mir ein Märchen erzählt, in das ich mich hineinversetzen kann – und das werde ich noch viele Jahre lang tun.

Die Käfige liegen an einem Innenhof, und wir steigen die Treppe hinunter und gehen langsam von einem zum anderen. Es gibt hier auch einen Panther, Geisterflecken bleichen sein ölglatte Fell, und einen schläfrigen, aufgedunsenen Löwen aus Afrika. Die Tiger dagegen sind wach und wütend,

sie glühen vor Zorn. Mit rollenden Schultern, peitschenhiebgestreift, laufen sie aneinander vorbei den schmalen Felsweg auf und ab, ihr Geruch ist sauer, warm und durchdringend. Er bleibt mir den ganzen Tag in der Nase, auch nachdem ich gebadet habe und ins Bett gegangen bin, und manchmal ist er völlig unerwartet wieder da: in der Schule, auf der Geburtstagsfeier einer Freundin und auch Jahre später noch, im pathologischen Labor oder auf der Fahrt von Galina nach Hause.

Auch hieran erinnere ich mich: einen Zwischenfall. Eine kleine Schar Menschen hat sich vor dem Tigerkäfig versammelt. Unter ihnen: ein Junge mit einem Luftballonpapagei, eine Frau im purpurnen Mantel und ein bärtiger Mann in der braunen Uniform eines Zoowärters. Der Mann hat einen Besen und ein Kehrblech mit langem Griff dabei und fegt den Boden zwischen Käfig und Besuchergeländer. Er geht hin und her, kehrt Safttüten und Bonbonpapier zusammen sowie die Popcornstückchen, die Zoobesucher den Tigern hingeworfen haben. Die Tiger laufen mit ihm auf und ab. Die Frau in Purpur sagt etwas und lächelt, und er lächelt zurück. Sie hat braunes Haar. Der Kehrblechwärter bleibt stehen und stützt sich auf den Besenstiel, und im selben Moment streicht der große Tiger vorbei, reibt sich rumpelnd an den Käfigstangen, und der Wärter streckt die Hand durchs Gitter und berührt ihn an der Flanke. Eine Sekunde lang: nichts. Dann die Hölle.

Der Tiger fährt herum, die Frau kreischt, und plötzlich steckt die Schulter des Kehrblechwärters zwischen den Stangen, er windet sich, dreht den Kopf weg und greift nach dem Geländer, um sich festzuhalten. Der Tiger hat den Arm des Kehrblechwärters zwischen den Pranken wie ein Hund einen

großen Knochen und nagt daran. Zwei Männer, die mit ihren Kindern vor dem Käfig gestanden haben, springen übers Geländer, packen den Wärter an der Hüfte und dem rudern den Arm, wollen ihn wegziehen. Ein dritter Mann stößt seinen Schirm durch das Gitter, treibt ihn dem Tiger wieder und wieder in die Rippen. Ein aufgebrachtes Fauchen des Tigers, dann bäumt er sich halb auf, den Arm des Kehrblechwärters an sich gedrückt, und schüttelt den Kopf immer hin und her, als zerre er an einem Seil. Er hat die Ohren angelegt und macht ein Geräusch wie eine Lokomotive. Der Wärter ist weiß im Gesicht; er hat die ganze Zeit noch keinen Ton von sich gegeben.

Plötzlich lohnt es sich nicht mehr, und der Tiger lässt los. Die drei Männer fallen hin, Blut spritzt. Der Tiger schlägt mit dem Schwanz, und der Wärter kriecht unter dem Geländer durch und richtet sich auf. Die Frau in Purpur ist verschwunden. Großvater hat sich bis jetzt nicht abgewandt. Ich bin vier Jahre alt, aber auch mich hat er nicht weggedreht. Ich sehe alles mit an, und später wird mir klar, dass er es mich sehen lassen wollte.

Dann eilt der Wärter auf dem Weg zur Krankenstation in unsere Richtung, im Laufen wickelt er sich einen Fetzen Hemd um den Arm. Er ist wütend und knallrot im Gesicht. Vor Angst, wie ich in dem Moment glaube, doch später werde ich verstehen, dass es Verlegenheit war, Scham. Die Tiger sind aufgeregt, sie springen auf dem Bodenrost wild hin und her. Der Wärter hinterlässt eine dunkle Spur auf dem Kies. Als er an uns vorbeikommt, sagt Großvater: «Mein Gott, Sie sind aber auch ein Idiot», und der Mann gibt eine Antwort, die ich lieber nicht nachplappere.

Stattdessen sage ich, schrill und selbstgerecht in meinen

Lackstiefelchen, mutig, weil mein Großvater mich an der Hand hält: «Das ist aber auch ein Idiot, stimmt's, Großvater?»

Doch er zieht mich schon hinter sich her und ruft dem Kehrblechwärter nach, er solle stehen bleiben, damit er ihm helfen könne.

I DIE KÜSTE

Die vierzig Tage der Seele beginnen am Morgen nach dem Tod. In der ersten Nacht vor den vierzig Tagen liegt die Seele still auf verschwitzten Kissen und sieht zu, wie die Lebenden die Hände falten und die Augen schließen und das Zimmer mit Weihrauch und Schweigen vernebeln, damit die neue Seele von den Türen und Fenstern und Rissen im Fußboden fernbleibt und nicht aus dem Haus rinnt wie ein Bach. Die Lebenden wissen, dass die Seele sie bei Tagesanbruch verlassen und sich auf den Weg zu den Orten ihrer Vergangenheit machen wird – zu den Schulen und Schlafsälen ihrer Jugend, Militärbaracken und Kasernen, Häusern, die dem Erdboden gleichgemacht und wieder aufgebaut wurden, Orten, die sie an Liebe und Schuld erinnern, an Mühsal und unbändiges Glück, an Zuversicht, Ekstase und Momente der Gnade, die für jeden anderen bedeutungslos sind – und manchmal wird diese Reise sie für so lange Zeit in so weite Ferne führen, dass sie zurückzukehren vergisst. Aus diesem Grund lassen die Lebenden ihre Rituale vorerst ruhen: Damit der eben befreite Geist sich zu Hause stets willkommen fühlt, geloben sie, sein Hab und Gut vierzig Tage lang nicht zu waschen, zu säubern, auf- oder gar wegzuräumen. Denn sie hoffen, Sentimentalität und Sehnsucht werde die Seele wieder nach Hause brin-

gen, sie ermuntern, mit einer Botschaft, einem Zeichen oder mit Vergebung zurückzukommen.

Auf die rechte Weise angelockt, wird die Seele sich im Lauf der Tage also wieder einfinden, wird in Schubladen kramen, in Schränke spähen und den greifbaren Trost ihrer Identität als Lebende suchen, indem sie Geschirrstände, Türglocke, Telefon inspiziert und sich ihren Zweck vergegenwärtigt, dabei unentwegt Dinge berühren, die Geräusche machen, und so den Bewohnern des Hauses ihre Anwesenheit kundtun.

Das rief mir meine Großmutter, mit schwacher Stimme in den Hörer sprechend, ins Gedächtnis, nachdem sie mir gesagt hatte, dass Großvater gestorben sei. Für sie waren diese vierzig Tage eine Tatsache, gesunder Menschenverstand; das Wissen darum war ihr von den Begräbnissen ihrer Eltern, einer älteren Schwester sowie etlicher Verwandter und Fremder aus ihrer Heimatstadt geblieben, war eine Formel, die sie Großvater vorgebetet hatte, wann immer er einen Patienten verlor, für den er besonders viel getan hatte – Aberglaube, wenn man ihn fragte, allerdings einer, den er ihr mit leiser werdendem Protest gelassen hatte, je mehr das Alter ihre Überzeugungen zementierte.

Großmutter war entsetzt, ja böse, weil wir seiner vierzig Tage beraubt worden seien, von denen uns aufgrund der Todesumstände jetzt nur noch siebenunddreißig oder achtunddreißig blieben. Großvater war allein gestorben, auf Reisen, fern von zu Hause; sie hatte nicht gewusst, dass er schon tot war, als sie am Tag zuvor seine Sachen gebügelt oder am Morgen das Geschirr gespült hatte, und sie konnte die spirituellen Folgen ihrer Ahnungslosigkeit nicht absehen. Er war in der Klinik einer ominösen Stadt namens Zdrevkov auf der an-

deren Seite der Grenze gestorben; niemand, mit dem Großmutter bisher gesprochen hatte, wusste, wo dieses Zdrevkov lag, und als sie mich fragte, sagte ich ihr die Wahrheit: Ich hätte keinen Schimmer, was er dort gewollt habe.

«Du lügst», sagte sie.

«Nein, Bako, ich lüge nicht.»

«Er hat uns gesagt, er wollte zu dir.»

«Das kann nicht sein», sagte ich.

Er hatte sie belogen, das wurde mir jetzt klar, und mich auch. Meine Reise quer durchs Land hatte ihm als Vorwand gedient, sich aus irgendeinem Grund, den wir beide nicht kannten, aus dem Staub zu machen – vor einer Woche, sagte sie, mit dem Bus, kurz nachdem ich aufgebrochen sei. Die Leute in der Klinik von Zdrevkov hatten nach seinem Tod volle drei Tage gebraucht, um Großmutter ausfindig zu machen, sie und meine Mutter zu benachrichtigen und den Leichnam zu überführen. An diesem Morgen war er im städtischen Leichenschauhaus eingetroffen, doch da befand ich mich schon gut sechshundert Kilometer von zu Hause entfernt und stand in der Toilettenanlage der letzten Tankstelle vor der Grenze, barfuß auf rutschigen grünen Kacheln vor einem kaputten Waschbecken, den Hörer des Münztelefons am Ohr, Hosenbeine hochgekremgelt, Sandalen in der Hand.

Irgendwer hatte einen Schlauch am Wasserhahn festgeschraubt, der mit der Düse nach unten von den Boilerrohren hing und dünne Rinnsale auf den Boden hustete, offenbar schon seit Stunden: Überall stand Wasser, es hatte die Kachelrillen überflutet, sich um das Hock-Klosett gesammelt und rieselte über die Türschwelle in den vertrockneten Garten hinter der Baracke. Nichts von alledem störte die Toilettenfrau, eine mittelalte Person mit einem orangefar-

benen Tuch ums Haar, die ich auf einem Stuhl in der Ecke dösend angetroffen und mit einem Paken kleiner Scheine hinausgeschickt hatte, bevor ich den Hörer abnahm – voller Angst, weil mein Pager sieben verpasste Anrufe von meiner Großmutter anzeigte.

Ich war wütend auf sie, weil sie mir nicht erzählt hatte, dass Großvater zu einer Reise aufgebrochen war. Ihr und meiner Mutter hatte er gesagt, er mache sich Sorgen wegen meines humanitären Einsatzes, der Schutzimpfungen im Waisenhaus von Brejevina, und wolle nachkommen, um zu helfen. Aber ich konnte nun nicht gut mit meiner Großmutter schimpfen, ohne mich selbst zu verraten, denn sie hätte mir bestimmt alles gesagt – hätte sie von seiner Krankheit gewusst, die Großvater und ich ihr verheimlicht hatten. Also ließ ich sie reden und erzählte ihr nicht, dass ich drei Monate zuvor dabei gewesen war, als er in der Militäarakademie für Medizin die Diagnose erhalten hatte, und wie der Onkologe, ein alter Kollege von ihm, den er allwöchentlich beim Ärztetammtisch sah, ihm die Aufnahmen gezeigt und Großvater seinen Hut auf ein Knie gelegt und gesagt hatte: «Scheiße. Da sucht man nach einer Mücke und sticht in ein Hornissen-nest.»

Ich steckte noch zwei Münzen in den Schlitz, und das Telefon surrte. Spatzen vollführten Sturzflüge von den Steinsimsen der Toilettenwände in die Pfützen zu meinen Füßen und schüttelten sich im Wasser. Draußen hatte die Sonne den frühen Nachmittag totenstill gebacken, die heiße, feuchte Luft stand mit mir im Raum und flimmerte in der Tür zur Straße, wo die Autos an der Grenze dicht an dicht hintereinander auf dem glasigen Asphalt warteten. Ich konnte unseren Wagen sehen, den ein kleiner Zusammenstoß mit einem Traktor

links eingedellt hatte, und Zóra, die bei offener Tür auf dem Fahrersitz saß, eins ihrer langen Beine auf dem Boden, und den Blick immer häufiger zur Toilette schnellen ließ, je weiter sie in der Schlange vorrückte.

«Der Anruf kam gestern Abend», sagte Großmutter etwas lauter. «Und ich dachte, sie haben sich geirrt. Ich wollte dich nicht anrufen, bevor wir nicht sicher waren, ich wollte dich nicht beunruhigen, falls er es gar nicht ist. Aber deine Mutter ist heute Morgen im Leichenschauhaus gewesen.» Sie schwieg einen Moment und sagte dann: «Ich verstehe das nicht, ich verstehe das alles überhaupt nicht.»

«Ich auch nicht, Bako», sagte ich.

«Er war auf dem Weg zu dir.»

«Davon wusste ich nichts.»

Dann änderte sich ihr Ton. Sie war misstrauisch, meine Großmutter, weil ich nicht weinte, nicht hysterisch wurde. In den ersten zehn Minuten des Gesprächs hatte sie sich wahrscheinlich noch zu glauben gestattet, dass ich so ruhig blieb, weil ich in einem fremden Krankenhaus war, im Dienst, womöglich von Kollegen umgeben. Sie wäre viel früher argwöhnisch geworden, hätte sie gewusst, dass ich mich in einem Toilettenhäuschen an der Grenze versteckte, damit Zóra nicht mithörte.

Sie setzte nach: «Hast du denn gar nichts dazu zu sagen?»

«Ich weiß nicht, Bako. Warum sollte er dich anlügen und dir sagen, dass er zu mir wollte?»

«Du hast nicht gefragt, ob es vielleicht ein Unfall war», sagte sie. «Warum hast du das nicht gefragt? Warum fragst du nicht, wie er gestorben ist?»

«Ich wusste ja nicht mal, dass er von zu Hause weggefahren ist», sagte ich. «Ich wusste nichts von alledem.»